

Nächtlicher Besuch

Autor(en): **Burg, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1937-1938)**

Heft 18

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671370>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heilung.

In einer schlichten Hütte kehrt' ich ein.
Großmütterchen, es stand am Herde
Und tröstete das kleine Enkelein,
Das aufschrie mit gar schmerzlicher Gebärde.

Das arme Kind, es hat die kleine Hand
Den Flammen allzu nah geführt
Und sich ein zartes Fingerlein verbrannt,
Die Alte war so tief gerühret.

Die Liebe gab ihr rastlos Wort um Wort,
Es drang vom Herzen zu dem Munde;
Dann führte sachte sie das Kindlein fort,
Hinaus zum kühlen Gartengrunde.

Dort grub ein Grüblein sie, hob Erde leis
Und sprach mit wissender Gebärde:
„Ob eine Wunde noch so tief und heiß,
Sie heilt ein bißchen kühler Erde.“ —

Die Hütte schwand, ich sah die Welt so weit,
Das Kind erwuchs, die Jahre gingen —
Ich aber konnt' nunmehr für alle Zeit
Das Bild nicht aus der Seele bringen.

Ich sah die Alte bei des Grübchens Kreis
Und hört' bei jeglicher Beschwerde:
Ob eine Wunde noch so tief und heiß,
Sie heilt ein bißchen kühler Erde!

August Silberstein.

Nächtlicher Besuch.

„Schließen Sie die Haustüre gut ab,“ sagte Pater Marcellus, als er sich gegen Abend von seiner alten Freundin, der Gräfin von Monteuil, verabschiedete. Er hatte ihr seinen wöchentlichen Besuch gemacht, um ihr für ihre mannigfachen wohlthätigen Spenden, die sie seinen Gemeindefürsorglichen zukommen zu lassen pflegte, den üblichen Dank abzustatten. Die beiden alten Leute hatten in dem reizenden verwilderten Gärtchen, das an der Rückseite des kleinen Castells sich dem urgrauen Mauerwerk anschmiegte, einen Imbiß eingenommen und dabei von alten Zeiten gesprochen, was ihre Lieblingsbeschäftigung in den Mußestunden war.

Nun, da die alte Dame den ehrwürdigen Freund durch den Hausflur auf die Vorderseite des Gebäudes begleitete, sprach er die Worte: „Schließen Sie die Haustüre gut ab.“

Noch nie hatte er das gesagt, und sie fragte lächelnd, wie er zu dieser Warnung komme. Übrigens habe sie ja ohnedies die Gewohnheit, ihr Haus zur Nachtzeit gut zu verwahren, da sie mit ihrer alten getreuen Veronika und dem halbtauben Knecht Urban allein in dem abseitigen Schloß hause.

Der Pater blickte in ihr noch rosiges, von so unverfälschter Nächstenliebe zeugendes Antlitz; und ein nachdenklicher Zug vertiefte sich auf seinem Gesicht.

„Ich könnte es nicht erklären, wie ich gerade heute dazu komme, Sie daran zu erinnern, daß Sie die Türe ja nicht offen lassen sollen, es war wie eine Eingebung. Sie wohnen ja wirklich recht

sehr allein, und seit Ihr treuer alter Wolf abgegangen ist, fehlt Ihnen wirklich jeder Schutz. Wenigstens was von irdischer Seite zu erwarten ist. Ihr gnädiger Gott wird Sie, seine gehorsame Tochter, nicht aus den Augen lassen.“

„Darauf traue auch ich, lieber Freund,“ erwiderte sie, indem sie ihm die Hand zum Lebewohl bot. Sie schaute ihm noch nach, wie er durch den schmalen, grasigen Pfad, der ihre Besitzung von der Landstraße trennte, davonging. Dann kehrte sie langsam und in Gedanken nach dem Platz zurück, wo sie eben noch mit dem Freund gesessen. Sie ließ sich mit einem leisen Aufseufzen in den Rohrstuhl sinken und stützte den Kopf in die Hand, sich dabei auf den runden Gartentisch lehrend. Die Schilderung, die der Pater ihr vor einigen Augenblicken gemacht, lag ihr noch im Sinn. Er hatte von einer Familie erzählt, die in größter Armut lebte, aber bisher keinerlei Ansinnen an ihn gestellt hatte, ihr helfend beizuspringen. Es war eine Familie, die ehemals mehrere Dienstboten in das gräfliche Schloß Monteuil abgegeben hatte. Seit jedoch die Gräfin durch allerlei Mißgeschick und vielleicht auch durch ihre allzu große Freigebigkeit in ihren Mitteln immer mehr Beschränkung erfuhr, hatte sie alle dienstbaren Geister entlassen und nur die zwei alten, treuen Diener behalten, denen man nicht zumuten konnte, noch anderweitige Unterkunft zu suchen.

Nun hatte ihr der Pater ein Bild der Zustände entworfen, die in jenem Hause herrschten. Der jetzige Hausvater war seit Jahren krank, die

Frau Spann und arbeitete für andere Landbewohner auf dem Felde, die Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, wuchsen in den ärmlichsten Verhältnissen auf und besuchten nur selten die eine Stunde entfernte Dorfschule. Es war die Ansicht des Vaters, daß dieser Familie, die ihren Stolz bewahrt, auf irgend eine Weise geholfen werden sollte, und er hatte die gräfliche Freundin ersucht, darüber nachzudenken und ihm ihre Meinung mitzuteilen. Das war der Gegenstand ihrer Überlegungen, während sie jetzt in dem über und über mit wildem Wein bewachsenen Gartenhäuschen saß. Sie kannte die Frau, die in ihrer naturechten Schönheit etwas Herbes und fast Zurückweisendes hatte, sie kannte auch den Mann, der, von jeher kränklich, nun seit langer Zeit seine Tage in verschlossenen Räumen zubrachte, ängstlich vor jedem kräftigen Luftzug, der ihn etwa berühren konnte. Und wenn sie sich recht erinnerte, war da auch einmal ein älterer Sohn gewesen, der vor Jahren auf unerklärliche Weise verschwunden war. Die Gräfin setzte die zurückgezogene Art der Frau auf Rechnung jenes Geschehens; denn konnte eine Mutter, die im Ungewissen über das Schicksal eines ihrer Kinder leben mußte, wohl wie andere Menschen fröhlich sein? Ja, wenn die Gräfin jetzt in ihren Erinnerungen zurückging und sich auf die Geschehnisse der armen Familie besann, so wurde es in ihren Gedanken immer heller, und sie wußte nun wieder, daß man damals selbstverständlich vermutet hatte, der verlorene Sohn sei in die Fremdenlegion aufgenommen worden. Mochte dem sein, wie es wollte, den Leuten mußte geholfen werden, und die Gräfin begab sich ins Haus, um in ihrem zu ebener Erde liegenden Wohngemach den Schreibtisch aufzuschließen und ihr Budget zu prüfen. Es war recht sehr belastet. Für diesen Monat kam eine Aktion zugunsten der neuen Schützlinge nicht in Frage. Außerdem mußte sorgfältig geprüft werden, wie es anzukehren sei, damit die Familie nie erfuhr, woher die Hilfe kam.

Die alte Dame saß noch über ihren Berechnungen, als ihre Dienerin leise die Tür aufmachte, um sie zum Essen zu rufen. Sie begab sich in den weiten Saal des Schlosses, wo sie immer noch zu speisen pflegte, obwohl er in seiner Ausdehnung etwas Unheimliches hatte, wenn sie allein an dem langen schweren Eichentisch Platz nahm.

Es schmeckte ihr nicht recht. Sie fühlte sich nicht so wohl wie sonst. Jrgend etwas haftete in

ihrem Bewußtsein, das sie nicht mehr recht erfassen konnte. Sie suchte darnach. Was war es nur? War es etwas, das der Vater gesagt hatte? Oder sonst etwas, das ihr im Laufe des Tages über den Weg gegangen war? Nun, es würde wohl rechtzeitig bei der gegebenen Gelegenheit ans Licht kommen. Sie kannte das, es war ihr öfters so ergangen. Man suchte und suchte in seinem Gedächtnis eine verlorene Spur, und plötzlich wurde der Gedankensplitter durch die ihn benötigende Angelegenheit erweckt.

Nachdem sie gegessen, begab sie sich sofort in ihr Schlafgemach.

„Ich bin müde“, erklärte sie der alten Veronika. „Lassen Sie mich morgen früh lange schlafen. Gute Nacht.“

Wie freundlich ihre Stimme klang. Die alte Dienerin schaute ihr mit liebevollem Blick nach, indem sie den Befehl mit höflichen Worten zur Kenntnis nahm.

Die Gräfin von Monteuil lag in ihrem altmodischen Bett, bekleidet mit einem Nachtgewand aus feinem Batiststoff, die Haare mit einem durchsichtigen Häubchen bedeckt. Vor ihrem Fenster, an dem sie jeweils die Vorhänge zurückzuziehen liebte, sah sie den nächtlichen Himmelshorizont mit einzelnen fliehenden Wolkenbildern im fahlen Sternenlicht.

Sie hörte auf einmal etwas im Korridor. Kam Veronika nochmals zu ihr? Hatte sie etwas zu melden vergessen? Die Schlossfrau ließ ihre Zimmertür immer offen, in der Furcht, es möchte ihr in der Nacht ein Unwohlsein zustoßen; und der Gedanke, daß man ihre Tür dann nicht öffnen könnte, erschreckte sie. So schaute sie jetzt nach dem sich deutlich im hereinfallenden grauen Schein abzeichnenden Rahmen der Tür, in Erwartung, ihre alte Veronika dort diskret anklopfen und auf ihren Ruf eintreten zu hören.

Doch seltsam! Sie klopfte nicht an, sondern trat ohne weiteres ein. Leise, leise ging die Tür wieder ins Schloß.

Eine heftige Bangigkeit befiel die alte Frau, und mit blickheller Deutlichkeit stand ihr vor Augen, was sie in ihrem Gedächtnis noch vor dem Einschlafen gesucht hatte, die Worte des Vaters: „Schließen Sie ihre Haustüre gut zu.“

Vor ihrem Bett stand jetzt eine hagere hohe Männergestalt. Sie versuchte sich aufzurichten, um zu rufen; umsonst, wie gefesselt lag sie in ihren Rissen. Und als sie ein Wort sprechen wollte, versagte ihre Stimme vollständig.

„Sie haben die Haustüre doch nicht verschlossen, gerade heute nicht,“ sagte der Eindringling ruhig. „Aber fürchten Sie sich nicht, es wird Ihnen nichts geschehen, da Sie ja nicht um Hilfe rufen können. Ich habe bereits alles genommen, was mir nützlich sein kann, unten, in ihrem Schreibtisch. Es war ja nicht so viel, wie ich erwartet hatte, doch kann es mich immerhin für einige Zeit über Wasser halten.“

Frau von Monteuil fand jetzt einen schwachen Hall ihrer Stimme: „Wer sind Sie?“

„Ich bin eben gekommen, um es Ihnen zu sagen. Sonst wäre ich gegangen, wie ich hereingeschlichen bin. Doch ist es für mich jedenfalls von Vorteil, wenn Sie genau über meine Personalien unterrichtet sind. Wollen Sie nicht Licht machen?“

„Licht,“ sie bejahte hastig.

Er ging und zog vorsichtig die dichten Vorhänge zu, dann ließ er das Licht aufblitzen. Es war nur das Licht der auf dem Nachttisch stehenden Leselampe, aber es erhellte doch den Raum genügend, um das Gesicht des Einbrechers sehen zu lassen. Es war ein dunkles schönes Gesicht, mit flackernden Augen und einem hochmütigen Zug um den Mund. Sie sah ihn an, Totenblässe auf der Stirn, die Hände auf der Brust gefaltet. Aber in ihrem Blick stand gar keine Furcht mehr; mit einem seltsamen Interesse betrachtete sie den Fremden und wartete fast mit Ungeduld auf seine Mitteilung.

„Wissen Sie, daß ich mich beinahe ihren Sohn nennen könnte?“

Jetzt richtete sie sich auf.

„Meinen Sohn? Ich habe leider niemals Kinder gehabt.“

Er lachte. Es klang nicht höhnisch, eher wehmütig.

„Aber Männer können immer Kinder haben, auch wenn ihre Frauen ihnen dieselben versagen.“

Sie sah ihn fragend an.

Dann sagte sie leise, fast schamhaft:

„Mein Mann . . .?“

„Ja, ihr Mann. Ich bin sein Sohn. Er hätte es Ihnen wohl einmal mitteilen können. Doch wußte er wohl nicht, wie Sie es aufnehmen würden.“

Sie fragte kaum hörbar:

„Und welche Frau . . .?“

Er nannte einen Namen. Sie fuhr sich über

die Schläfen und rieb sich die Stirn. Es war der Name der Frau, mit der sie sich heute so eingehend beschäftigt hatte, die so stolz und unnahbar war, die sich nicht helfen lassen wollte. Die Frau, welche die Gräfin manchmal auf ihren Spaziergängen gesehen hatte, wie sie in den Feldern schaffte, ein rotes Kopftuch um das schwarze Haar gebunden, schlank, kräftig, mit braunen Armen . . .

Langsam stieg eine tiefe Röte in die welken Wangen der alten Frau. Mit freien Augen hatte sie die andere angesehen, die ein für sie so demütigendes Geheimnis in ihrem Herzen barg.

„Und nun . . .?“

„Wenn ich Ihnen das verrate, so geschieht es nicht, um Ihnen Kummer zu machen,“ fuhr er fort, sondern um die Tatsache für mich auszunützen. Denn ich kann wohl mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß Sie mich nicht anzeigen werden, in dem Augenblick, wo Sie befürchten müßten, daß Ihres Mannes Andenken durch meine Enthüllungen berührt werden müßte.“

„Ich werde Sie nicht verraten,“ flüsterte sie, doch dann schien ihr ein Gedanke zu kommen, der sie belebte.

„Haben Sie einen Beweis für das, was Sie da behaupten?“

Da zog er aus seiner Westentasche ein kleines Medaillon hervor, öffnete es mit einer gewissen Sorgfalt und Andacht und hielt es vor ihre Augen. Es trug das Bild ihres Mannes in zarter Mosaikumrahmung. Sie schlug wie in heftigem Schmerz die Hände vor das Gesicht. Dieses kleine Schmuckstück war ihr vor Jahren, ach vor vielen vielen Jahren abhanden gekommen — er selbst hatte es ihr geschenkt —, er, ihr Gatte, und sie hatte nie gewagt, ihm den Verlust zu beichten. Noch war ihr erinnerlich, wie sehr sie im Anfang gezittert hatte, er möchte sie darnach fragen, wie erstaunt sie eigentlich gewesen, wie sie es als gnädige Fügung betrachtet hatte, daß er nicht darnach fragte, — und heute, in dieser seltsamen Nachtstunde stellte es sich heraus, daß er selbst ihr das Kleinod geraubt, um es der andern zu geben.

Doch noch einmal schwoll eine Hoffnung in ihr auf.

Hart sagte sie:

„Sie haben dieses Bild gestohlen.“

War es möglich? Es stand fast etwas wie Mitleid in seinen Augen, als er erwiderte:

„Nein, auch das kann ich Ihnen beweisen.“

Er öffnete die innere Schale des Medaillons und wies ihr eine ganz feine Eingrabierung, die nichts trug als den Namen der andern Frau: An Antoinette.

Sie konnte es nicht glauben; die erste Widmung, die er für sie selbst hatte machen lassen, war ausgemerzt, man sah noch die Spuren, und dafür dieser Name!

„Es ist genug“, sagte sie, „haben Sie nicht Ihre Absicht erfüllt? Wollen Sie mich nicht allein lassen?“

Er entfernte sich von ihrem Bett und sagte:

„Ja, wenn Sie mir schwören, daß Sie niemals etwas von meinem Erscheinen in diesem Hause verlauten lassen. Weder meine Mutter, noch sonst irgend jemand soll wissen, was aus mir geworden ist. Ich bin verschollen, ich bin nach ihrer Meinung in der Fremdenlegion untergegangen, sie soll dabei bleiben. Ich verschwinde jetzt wieder, wie ich gekommen bin, im Schatten der Nacht. Schwören Sie, daß Sie nicht Ihre Dienerschaft aufbieten, mich nicht verfolgen lassen?“

Sie erhob ihre furchtbar zitternde Hand:

„Ich schwöre.“

Da war er auf einmal lautlos im Korridor verschwunden; ihr war, als höre sie seine kakenhaften Tritte durch das Treppenhaus, dann ein Klirren des Gartentores, dann nichts mehr . . .

*

Am Morgen kam die Dienerin mit verstörtem Antlitz in das Zimmer ihrer Herrin:

„Gnädige Frau, Frau Gräfin, — es ist, es ist etwas geschehen, — o, ich arme Person, o, der ärmste Urban!“

„Was ist geschehen?“ fragte die Gräfin, die so tat, als erwache sie eben, mit einer so strengen Stimme, wie man sie sonst nie an ihr hörte.

„Im Schreibzimmer alles aufgebrochen, die Geldkassette weg, Spuren auf dem Teppich, — es ist eingebrochen worden.“

„Hilf mir,“ sagte Frau von Monteuil, indem sie sich erhob.

Dann ging sie hinunter in das Zimmer, wo ihr hübscher Schreibtisch mit offenen Schubladen stand, wo die Papiere auf der Erde zerstreut lagen; sie schaute alles wie geistesabwesend an, und Veronika wunderte sich über die Massen, daß ihre Herrin kein Wort sagte.

Urban kam schlotternd herbei; die Herrin befahl, Ordnung zu machen. Kein Wort ließ sie laut werden, das als Vorwurf für die zwei Alten hätte gelten können. Schweigend verharrte sie den ganzen Tag. Auf die schüchtern vorgebrachte Meinung des alten Dieners, man sollte die Polizei verständigen, schüttelte sie nur gebieterisch den Kopf.

Aber spät am Nachmittag kam der Vater. Mit Schrecken vernahm er das Vorgefallene. Er faltete in Mitleid und Selbstanklage die Hände über dem Haupte.

„Wie konnte das möglich sein? Habe ich Sie nicht genügend gewarnt? Mir war doch so zu Mute, als sollte ich Sie vor etwas schützen. War denn Ihr Haus so leicht zu erbrechen?“

Sie versuchte zu lächeln, und sagte in geheimnisvollem Ton: „Gerade gestern vergaßen wir alle, das Haustor zu schließen; es mußte so sein.“

Und als sie allein mit ihrem Freunde zusammen saß, beruhigte sie ihn und malte ihm aus, daß der Räuber ja nur ein wenig Geld entwendet habe, daß es viel schlimmer hätte sein können.“

Der Vater jammerte: „Ach, ja, Gott sei Dank, daß er nicht bei Ihnen eingedrungen ist; wie sehr wären sie erschrocken. Sie hätten um Hilfe schreien wollen, und wer weiß, er hätte Ihnen vielleicht einen Dolch ins Herz gestoßen.“

Sie sah ihn mit aufgerissenen Augen an und erwiderte zusammenschauernd:

„Ach ja, er hätte mir einen Dolch ins Herz gestoßen.“

Anna Burg.

Die Wolke.

Eine rosenrote Wolke
glüht am Abendhimmel auf.
Über ferne, stille Hügel
nimmt die Sonne ihren Lauf.

Doch noch einmal vor dem Scheiden
taucht sie alles warm ins Licht.
Und die rosenrote Wolke
ist ihr lieblichstes Gedicht.

Gerhard Friedrich.